

Macht – für den Christen ein Problem?

Von Rechts wegen sollte Macht für den Christen kein Problem sein, bekennen wir doch als gläubige Christen gleich zu Beginn des Apostolischen Glaubensbekenntnisses Gott als den Allmächtigen. Ist Allmacht, also der denkbar höchste Grad von Macht, ein Attribut Gottes, dann steht von vornherein unumstößlich fest, daß Macht nichts Fragwürdiges, sondern nur etwas schlechthin Gutes sein kann.

Man sagt uns nun aber, Macht verderbe den Machthaber und absolute, totale Macht verderbe ihn total, und man beruft sich auf die erdrückende Erfahrung, die das bestätige. Soweit diese Erfahrung zutrifft, kann die Ursache nicht an der Verwerflichkeit oder Verderblichkeit der Macht liegen, muß vielmehr an der Unzulänglichkeit des *Menschen*, an seiner Anfälligkeit für die Sünde liegen, die ihn dazu verführt, die an und für sich, ihrem Wesensgehalt nach gute Macht in verkehrter Weise, so insbesondere für seine verkehrten Absichten und Ziele zu mißbrauchen. Insofern verhält es sich mit der Macht ähnlich wie mit der Technik. Auch ihr wird nachgesagt, sie übe verhängnisvollen Einfluß auf den Menschen aus, während in Wirklichkeit der Mensch es ist, der sie zu verwerflichen Zwecken mißbrauchen kann, aber keineswegs von ihr dazu genötigt oder auch nur veranlaßt wird. Ganz ebenso wie die Technik und noch vieles andere ist auch die Macht als Mittel wertneutral, läßt sich für böse und verwerfliche Zwecke mißbrauchen, vor allem aber doch für gute und ehrenhafte Ziele gebrauchen.

Was unser christlicher Glaube uns von der Allmacht Gottes des Schöpfers als „*causa prima*“ sagt, das gilt sinngemäß auch von der Macht, an der er seine Geschöpfe als „*causae secundae*“ *teilnehmen* läßt; auch sie ist etwas ganz und gar Unproblematisches.

Nichtsdestoweniger besteht in christlichen Kreisen nicht erst seit heute eine tiefgehende Voreingenommenheit gegenüber der Macht, gegenüber jeglichem Gebrauch, jeglicher Anwendung von Macht, also nicht allein die leider nur zu begründete Furcht vor dem Ausbruch roher Gewalt, die uns angetan werden oder der wir ausgesetzt sein könnten, sondern als eine Art grundsätzlicher Ablehnung des Gebrauchs oder der Anwendung von Macht im Sinn völliger und unbedingter Gewaltlosigkeit. Wie läßt diese weitverbreitete Haltung sich mit unserem Glauben an den allmächtigen Gott vereinbaren?

Aus gläubiger christlicher Sicht könnte man vielleicht versuchen, es so zu deuten: Macht sei eben ein göttliches Attribut. Gottes Allmacht aber sei es eigen, alles, was Gott will, völlig gewaltlos zu vollbringen. Gott *will* es; eben damit *ist* es.

Selbst die Herzen der Menschen lenkt Gott, ohne dabei ihre freie Selbstbestimmung auch nur im allergeringsten anzutasten, geschweige denn ihnen Gewalt anzutun. In der Sprache der Energetiker ausgedrückt wäre Gottes Allmacht eine „sanfte Energie“. Nur die Begrenztheit geschöpflicher Macht bringe es mit sich, daß sie, um das Gewollte oder Gesollte durchzusetzen, Gegenmacht überwinden, ihr den eigenen Willen aufzwingen und dafür, mindestens als „fleet in being“, mit Zwangsgewalt bewehrt sein und äußerstenfalls auf ihre Zwangsmittel zurückgreifen müsse. Das aber, so behauptet man, widerspreche christlicher Milde, und darum, so meint man, sollten wir die Macht und deren Anwendung ausschließlich Gott überlassen, uns selbst aber fügsam unter das beugen, was Gott uns schickt oder uns widerfahren läßt, und sollten auch dem von anderen uns angetanen Unrecht äußerstenfalls sanften passiven, niemals aber harten positiven Widerstand entgegensetzen. Im Vertrauen darauf, daß Gott in seiner Vorsehung und väterlichen Fürsorge alles zum Besten lenke – so werden wir nicht selten belehrt –, sollten wir alles über uns ergehen lassen und den Ausgang der Dinge Gott anheimstellen.

Was sagt uns Christi Lehre und Beispiel?

Sehen wir genauer zu, dann haben wir hier eine Reflexion rein philosophischer Ethik vor uns, die an die Stelle des Gottes der Offenbarung des Alten und Neuen Testaments den Gott der Theodizee unterschiebt, aber nichts Christliches enthält. Für den Christen maßgeblich ist einzig und allein Christi Lehre und Christi Vorbild, ob sie uns jede Anwendung von Macht verbieten und uns zu unbedingter Gewaltlosigkeit verpflichten. Ist die mit dem Einsatz von Macht unvermeidlich verbundene Härte unvereinbar mit der Sanftmut Christi? Steht vielleicht schon zuvor jedes Streben nach Herrschaft, das Streben nach der Macht, den Willen anderer unter den eigenen zu beugen, in offenem Widerspruch zu Christi Demut, der gekommen ist, nicht zu herrschen, sondern zu dienen?

Authentische Quelle der Lehre Christi für uns ist namentlich seine Bergpredigt; wir wissen, wie umstritten deren Auslegung ist. Es kann nicht meine Aufgabe sein, in diese Kontroverse einzutreten, und noch viel weniger kann ich mir anmaßen, das letzte Wort in dieser Kontroverse zu sprechen; selbst das kirchliche Lehramt tut sich schwer damit und legt sich große Zurückhaltung auf. So muß ich mir einen anderen Anknüpfungspunkt wählen und gehe aus von dem einseitig verzerrten Bild nicht nur der Lehre, sondern der Person Jesu Christi, das wir uns zurechtmacht und mit dem wir uns den Blick auf die Wirklichkeit verstellt haben. Aus diesem verzerrten Bild entspringen alle die Schwierigkeiten, die wir mit der Macht haben, entspringt unsere Voreingenommenheit gegen entschiedenes und kraftvolles Entscheiden und Handeln. Diese Verzerrung gilt es zurechtzurücken; gelingt das, dann fallen alle diese Schwierigkeiten in nichts zusammen.

Ausgesprochenerweise ist es unsere Frömmigkeitsliteratur, die namentlich in ihrer Bildersprache, aber keineswegs in dieser allein, ein äußerst einseitiges Bild Jesu Christi zeichnet. Gewiß nennen auch die Evangelien ihn das „Lamm Gottes“, und gewiß stellt er selbst sich als den „Guten Hirten“ vor, der seinem verlorenen Schaf nachgeht, es sucht, und nachdem er es gefunden hat, es auf seine Schultern lädt und heimträgt. Ebenso sind es unzweideutige Zeugnisse seiner Sanftmut und Friedfertigkeit, wenn er die Zebedäussöhne, als diese über die Dörfer, die sich der Frohen Botschaft verschließen, Feuer und Schwefel regnen lassen wollen, zurechtweist und diesen ihren unheiligen Eifer dämpft. Oder wenn er Petrus, als dieser das Schwert zieht, um ihn gegen seine Gefangennahme zu verteidigen, befiehlt, es in die Scheide zu stecken.

Aber eben dieser sanftmütige und friedfertige Jesus sagt mit ebenso unzweideutiger Klarheit, er sei nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. In der klaren Voraussicht, was ihn in Jerusalem erwartet, tritt er entschlossen den Weg dorthin an, und als Petrus in bestgemeinter Absicht ihn davon abhalten will, weist er ihn mit einer uns geradezu erschreckenden Schärfe und Härte deswegen zurecht. So ist denn auch seine Auseinandersetzung in den Streitreden mit seinen Gegnern, den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und sind die Vorwürfe, die er ihnen macht, von einer kaum zu überbietenden Schroffheit und Härte; mit geradezu brutaler Rücksichtslosigkeit reißt er den Heuchlern die Maske vom Gesicht. Unerbittlich verlangt er klare Entscheidung: wer nicht für mich ist, der ist gegen mich; wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut; wer mein Jünger sein will, der muß sein Kreuz auf sich nehmen, nicht hie und da einmal bei sich dazu bietender Gelegenheit, sondern schlicht und recht „tätlich“. Wer sich seiner Nachfolge versagt, der verleugnet *ihn*, und wer ihn verleugnet, den wird *er* vor seinem himmlischen Vater verleugnen.

Das sind seine Worte; was diese seine Worte besagen, das bestätigt sein *Tun*. Gegen die Entweihung des Tempels durch das gewinnsüchtige Treiben der Geldwechsler und Viehhändler schreitet er ein in heiligem Zorn. Der Evangelist beschreibt uns Jesu Vorgehen bis ins einzelne; es lohnt sich wirklich, es nachzulesen und auf die Einzelheiten einzugehen. Jesus greift einen Strick auf. Damit schlägt er nicht auf Menschen ein, sondern gibt den vernunftlosen Tieren zu verstehen, daß sie zu weichen haben und wohin sie sich zurückziehen sollen. Die Tische der Geldwechsler stößt Jesus rücksichtslos um, so daß das Geld über den Boden rollt; den in den Käfigen eingesperrten Täubchen erweist er schonende Rücksicht und gibt Anweisung, sie in ihren Käfigen fortzutragen. Daß die Geldwechsler sich dem Umsturz ihrer Tische nicht gewaltsam widersetzen und das Geld am Boden rollen lassen, daß die Verkäufer der Täubchen der ihnen erteilten Weisung folgen, läßt sich nur verstehen von dem überwältigenden Eindruck her, den die große und starke Persönlichkeit dessen auf sie macht, der sich nicht von einem Ausbruch leidenschaftlicher Erregung hat hinreißen lassen, der vielmehr in

vollkommener Beherrschung seiner selbst und seines Eifers für die Ehre seines Vaters ihnen entgegentritt. Gott sei Dank, daß der Evangelist das so anschaulich und so ausführlich beschrieben hat; so kennen wir unseren Herrn auch von dieser seiner für uns so wichtigen und kennenswerten Seite. Gewiß war das nicht das alltägliche Auftreten Jesu, aber er *konnte* so auftreten und *ist* so aufgetreten, wo der Auftrag, den sein himmlischer Vater ihm gegeben, es gebot.

Mögen die manchmal schreckhaft harten und strengen Züge des Gottesbildes des Alten Testaments im Neuen Testament und namentlich in der Person Jesu noch so sehr gemildert sein, sowohl sein persönliches Verhalten als auch seine Botschaft sind alles andere als schwächlich, weichlich oder süßlich. Auch in seiner Menschwerdung ist und bleibt Gott der mit Macht gebietende Herr; zu seiner Größe gehört die Strenge nicht weniger als die Milde, die entschiedene Geltendmachung seiner Rechte nicht weniger als seine nachsichtig verzeihende Güte. Darum darf es für den Christen keine Voreingenommenheit, keine scheue Zurückhaltung gegenüber der Macht und deren fester und entschiedener Handhabung geben, wo immer wir für die Rechte Gottes und in allen Bereichen unserer Zuständigkeit für das von uns als richtig und sachgerecht Erkannte einzutreten haben.

Gegenüber der Macht kann es für den Christen nur *eine* Haltung geben, die Haltung mutiger und entschlossener Verantwortung. Recht verstanden ist Macht geschöpfliche Teilhabe an einer göttlichen Vollkommenheit, ein Geschenk des Schöpfers an sein mit Vernunft und freier Selbstbestimmung begabtes Geschöpf. Dieses Geschenk hat Gott uns anvertraut, damit wir Gebrauch davon machen. Über diesen Gebrauch, aber nicht minder über den Gebrauch, den davon zu machen wir schuldhaft unterlassen, werden wir uns vor Gott zu verantworten haben.

Das möge genügen, um die in so weiten christlich-gläubigen Kreisen verbreitete Voreingenommenheit auszuräumen, Macht und deren Einsatz in entschlossenem, kraftvollem Handeln verstoße gegen die christliche Sanftmut und Demut. Ganz im Gegenteil, ihr rechter Gebrauch steht mit Christi Lehre und Beispiel nicht nur voll im Einklang, sondern entspricht seinem ausdrücklichen *Gebot*. Wohlverstanden: ihr *rechter* Gebrauch, zu dem an erster Stelle gehört, daß wir unsere Macht immer in voller Selbstbeherrschung ausüben, nicht um unser selbst willen, nicht um unseren Eigenwillen, unseren Ehrgeiz oder gar unseren materiellen Eigennutz durchzusetzen, sondern – um es noch einmal zu sagen – um des Guten und Rechten willen, um der Ehre Gottes, um des wahren Wohls und letztendlich um des ewigen Heils unseres Nächsten willen.

Einwendungen lassen sich in zwei einander entgegengesetzten Richtungen erheben, einmal: Mit dieser Verantwortung seien wir überfordert; zum anderen Mal – und das ist, was heute im Vordergrund steht –: Es lohne sich überhaupt nicht.

Überforderung?

Der Einwand, mit dieser Verantwortung sei der schwache Mensch überfordert, ließe sich einfach abschneiden mit der Aussage: Gott überfordert nicht; das wäre mit seiner Weisheit und seiner Gerechtigkeit schlechterdings unvereinbar. Wir selbst sind es, die uns manchmal überfordern, indem wir uns zu Führungsaufgaben drängen, für die uns die unbedingt erforderliche Qualifikation mangelt, sei es das dafür unerläßliche Maß an theoretischen Kenntnissen oder an praktischer Erfahrung, sei es die Entschlußkraft und die Standfestigkeit gegenüber unserer eigenen Schwäche oder gegenüber von außen auf uns ausgeübtem Druck. Wem diese beiden letztgenannten psychophysischen Gaben fehlen, der kann ein unschätzbar wertvoller Ratgeber sein, aber zum Politiker, überhaupt zum Entscheidungsträger ist er nicht berufen. Soviel Selbsterkenntnis sollte er haben; das sollte er sich redlich eingestehen und dementsprechend seine Berufswahl treffen. Daß wir gelegentlich uns selber überschätzen und uns Entscheidungen zutrauen, ja uns zu Entscheidungen drängen, die uns überfordern, steht auf einem anderen Blatt. Davor sollten wir uns ebenso hüten wie vor Unterschätzung unserer Fähigkeiten und ängstlicher Verantwortungsscheu. Gott überfordert uns nie; er kennt seine Geschöpfe und weiß, was er ihnen zumuten, was er von ihnen erwarten darf. Daran ist nicht zu deuteln oder zu rütteln; das bedeutet jedoch keineswegs, daß die Einwendungen leichthin von der Hand zu weisen wären. Auch wenn von vorneherein feststeht, daß sie sich lösen lassen, darf man sie nicht als unbeachtlich abtun. Man muß auf sie eingehen und eine *einsichtige* Lösung bieten.

Im Sinn der angeblichen oder vermeintlichen Überforderung wird immer wieder geltend gemacht, die zu treffenden Entscheidungen und das Gewicht der damit verbundenen Verantwortung gehe in gar nicht seltenen Fällen weit hinaus über das, was der schwache Mensch zu tragen vermöge. Unser heutiges Wissen und unsere heutigen technischen Mittel setzten uns in den Stand, bewußt und absichtlich, setzten uns zugleich aber auch der Gefahr aus, ahnungslos und ganz gegen unsere Absicht durch unsere Entscheidungen Ergebnisse herbeizuführen oder Folgen anzurichten, die jede menschliche Vorstellung übersteigen – sei es im Bereich der hohen *Politik*, wo es um Weltfrieden oder um alles Leben auf der Erde vernichtenden Nuklearkrieg geht, sei es im Bereich der *Ökologie*, wo wir Gefahr laufen, den nach uns kommenden Generationen eine unbewohnbare Erde zu hinterlassen, sei es im Bereich der wissenschaftlichen Forschung und der Bekanntgabe ihrer Ergebnisse, denken wir an die Gen-Forschung; das Gewicht der hier absehbaren und noch mehr der unabsehbaren Konsequenzen sei doch schlechterdings untragbar.

In der Tat, wenn Gott uns das Vollmaß dieses Gewichtes auferlegte, würde es uns erdrücken. Darum legt er uns dieses Vollmaß nicht auf, beschränkt es vielmehr genau auf unsere menschliche Verantwortungsfähigkeit. Gott verlangt von uns

genauso viel, nicht mehr, allerdings auch nicht weniger, als wir dank den uns von ihm geschenkten geistigen und körperlichen Anlagen und Kräften und den uns zu Gebote stehenden Erkenntnismitteln vermögen. Diese haben wir zu nutzen, um uns ein unvoreingenommenes, von Selbsttäuschung, Wunschdenken und Ideologien so gut wir können freies Urteil zu bilden. Im Vergleich zu der unübersehbaren Vielzahl und Vielfalt von Entscheidungen, die wir zu treffen haben, sind diese uns gegebenen Möglichkeiten geradezu verschwindend gering. Nach diesem Verhältnis aber bemißt Gott unsere Verantwortung für das, was wir durch die von uns getroffenen Entscheidungen im Ergebnis an Gutem stiften oder an unvermeidlichem Schaden anrichten; darauf, wie Gott es uns anrechnet, wenn wir schuldhaft nachlässig oder gar gegen unsere eigene bessere Erkenntnis entscheiden, braucht in diesem Zusammenhang nicht eingegangen zu werden. Die Begrenztheit unserer Mittel nötigt uns, sparsam mit ihnen umzugehen, haushälterisch zu verfahren, darum für Entscheidungen von geringerer Bedeutung nur ein Mindestmaß an Sorgfalt und Zeit aufzuwenden, um den gewichtigeren das ihnen gebührende ausgiebigere Maß zuwenden zu können.

Im Sinn recht verstandener Verantwortungsethik ist damit klar: Gott macht uns nicht verantwortlich für das Gewicht, das die Konsequenzen unserer Entscheidungen objektiv haben, sondern nur für unser redliches subjektives Bemühen, unsere Entscheidungen mit dem Maß an Sorgfalt vorzubereiten und zu fällen, das ihren für uns voraussehbaren Folgen an Gutem, das sie stiften, und an Bösem, das sie zur unvermeidlichen Folge haben, entspricht. Genau in diesem Maß reduziert Gott die objektiv weit über unser Menschenmaß hinausgehende Last auf den uns subjektiv zurechenbaren Anteil. Kurz und gut: Unsere Verantwortung ist *immer* tragbar; sie belastet uns niemals über unsere Kraft.

Entscheidungsfindung unter Ungewißheit

Wer eine führende Stellung innehat, dem werden Entscheidungen abverlangt und wird Verantwortung oder mindestens Mitverantwortung aufgebürdet, für die er sich völlig inkompetent erklären muß, für die ihm jegliches Verständnis abgeht. Der Volksvertreter muß entscheiden über die Vorlagen aller Ressorts, auch über diejenigen, deren Fachsprache er nicht einmal versteht. Der Kaufmann im Vorstand einer AG kann die Vorschläge seines technischen Vorstandskollegen ebensowenig beurteilen wie dieser die seinigen; dennoch müssen beide sie gemeinsam verantworten. Im Aufsichtsrat kann es Mehrheits- und Minderheitsvoten geben selbst auf die Gefahr hin, daß es zu Pattsituationen kommt, aber der Vorstand kann nur einheitlich führen und muß darum in jeder Frage, die in seine Zuständigkeit fällt, zu einer Einigung kommen. In Fällen dieser Art ist ein Entscheiden aus eigenem Sachverstand schlechterdings unmöglich; eine solche

Forderung wäre unerfüllbar und darum unsinnig, aber eben darum wird sie nicht gefordert. Glücklicherweise gibt es auch andere Wege, auf denen man zu einem durchaus wohlbegründeten Urteil gelangen kann, zum Beispiel indem man die Meinung eines vertrauenswürdigen Gewährsmanns einholt und sie übernimmt. In tausend Dingen des Alltags verlassen wir uns ständig auf die Erfahrungen, die Gewohnheiten, die Meinungen anderer; auch der Höchstgestellte und Letztentscheidende in den großen Fragen des öffentlichen Lebens und der Geschichte kann gar nicht anders verfahren, kann nur sorgsamer sein in der Auswahl der Gewährsleute, denen er sein Vertrauen schenkt.

Wirklich ernsthafte Schwierigkeit bereitet die *Ungewißheit*, unter der wir die weitaus meisten unserer Entscheidungen treffen müssen. Wie der Wissenschaftler verfährt, wenn er sich für oder gegen eine strittige wissenschaftliche Meinung entscheidet, brauchen wir hier nicht zu erörtern; hier geht es um praktische Entscheidungen und *deren* mutmaßliche konkrete Konsequenzen. Nur ganz ausnahmsweise entscheiden wir hier mit einer jede Möglichkeit des Irrtums ausschließenden Gewißheit; die weitaus meisten Entscheidungen – und je weiter ihre Konsequenzen in die Zukunft reichen, in um so höherem Grad – stehen unter Ungewißheit. Nichtsdestoweniger können wir ihnen nicht ausweichen, zumal Nichtentscheiden sehr oft einer Entscheidung gleichkommt, die sich obendrein gar nicht selten im nachhinein als Fehlentscheidung erweist.

Das Thema „Entscheiden unter Ungewißheit“ käme voll ausgeführt fast einer kompletten Politologie gleich; hier sei ein einziger Punkt herausgegriffen, der mich darum besonders reizt, weil ich selbst keine voll befriedigende Lösung für ihn habe. In einem Gespräch mit dem Kronjuristen der SPD, wie man ihn zu Lebzeiten nannte, Adolf Arndt, fragte ich ihn, den tiefgläubigen evangelischen Christen: „Wie macht Ihr Politiker das: Ihr wißt, daß Ihr keine Gewißheit für die Richtigkeit Eurer Entscheidungen habt; Ihr tretet aber vor das Volk und verfechtet sie, als wäret Ihr von ihrer Richtigkeit felsenfest überzeugt?“ Arndt legte mir dar, der Politiker müsse, nachdem er sich einmal eine Meinung gebildet habe, ohne Schwanken darangehen, sie in die Wirklichkeit umzusetzen, und dazu müsse er zunächst die öffentliche Meinung und die Mehrheit der politischen Beschlusskörperschaft dafür gewinnen, das heißt von deren Richtigkeit überzeugen. Darum müsse er diese seine Meinung zuallererst bei sich selbst festigen, dürfe sich auf Zweifel und Bedenklichkeiten nicht mehr einlassen, müsse diese vielmehr wie Versuchungen ausschlagen, ausgenommen den Fall, daß neue Tatsachen oder neue Erkenntnisse es erforderlich machen, den ganzen Fall neu wieder aufzurollen. Diese schwankenfreie Festigkeit, mit der der Politiker für sein Vorhaben oder seine Forderung eintritt und an dem festhält, was er einmal als richtig erkannt zu haben glaubt, ist es, die nicht nur auf andere den Eindruck von Sicherheit macht, sondern sogar ihm selbst eine vermeintliche innere Sicherheit verleiht, die er in Wirklichkeit gar nicht hat. – Das alles ist unbestreitbar richtig, ist aber keine restlos aufgehende

Lösung; es bleibt ein ungelöster, für einen so noblen und ehrlichen Politiker wie Adolf Arndt schmerzender Rest, den zu meinem Bedauern auch ich nicht auszuräumen weiß.

Der Weg zum sicheren Gewissensurteil

Vor allem aber ist damit überhaupt noch keine Antwort gegeben auf die gewichtigste aller Fragen, nämlich wie wir zu verfahren haben, wenn unser Gewissen Bedenken anmeldet, ob die Entscheidung oder die Maßnahme, die wir treffen wollen, sittlich und rechtlich einwandfrei ist. Die Moraltheologie belehrt uns, daß zum sittlich einwandfreien Handeln unerlässlich das *sichere* Gewissensurteil gehört; ich darf nur handeln, wenn mein Gewissen mich dazu ermächtigt, indem es mir bestätigt, daß ich vor Gott so handeln darf, oder mindestens kein Bedenken dagegen geltend macht. Bei den immer wiederkehrenden alltäglichen Dingen wissen wir ohne weiteres, was wir dürfen und was nicht, aber für die nicht alltäglichen – und das sind gerade die schwerwiegendsten – Entscheidungen fehlen uns oft klare und zuverlässige Normen, an denen wir sie messen können, und, wie schon in anderem Zusammenhang erwähnt, weiß oft nicht einmal das Lehramt der Kirche uns zu sagen, was mit dem göttlichen Sittengesetz, mit Recht und Gerechtigkeit vereinbar ist und was nicht. So sind die Fälle gar nicht selten, in denen wir, obwohl wir uns kein sicheres Gewissensurteil bilden können, was recht ist und was nicht, dennoch eine Entscheidung treffen müssen.

Obendrein befinden sich in dieser Lage nicht nur die Politiker, die Grundsatzentscheidungen wie beispielsweise über die Atombewaffnung treffen müssen, sondern wir alle befinden uns nicht selten in der gleichen Lage. In der Praxis des Geschäftslebens ist sie alles andere als ungewöhnlich. Sind die Praktiken des Unternehmens, bei dem ich beschäftigt bin, vielleicht eine einflußreiche Stellung inne habe, sittlich und rechtlich einwandfrei? Oder stehe ich vor der folgenschweren Entscheidung, meine Stelle zu quittieren, weil mir Dinge zugemutet werden, die ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren kann? Einen vollen Durchblick durch diese Praxen und deren Konsequenzen habe ich nicht; auch inwieweit ich kraft meiner speziellen Funktion im Unternehmen dafür mitursächlich und mitverantwortlich bin, durchschaue ich nicht und kann darum bei mir aufsteigende Bedenken nicht mit Sicherheit ausräumen, kann mir das *sichere* Gewissensurteil: „Das, woran ich mitverantwortlich beteiligt bin, ist einwandfrei“ *nicht* bilden.

In dieser Lage behilft sich der schlichte, im begrifflichen Denken ungeschulte gläubige Christ mit seiner vorwissenschaftlichen christlichen Grundhaltung und dürfte damit wohl meist das Rechte treffen. Der durchschnittliche Weltmensch humanitärer Konfession wird versuchen, einen Mittelweg zu suchen, „halbe-halbe zu machen“ und sich mit einer vermeintlichen Gesinnungsethik durchzulügen – ich

tue zwar das Böse, aber ich „will“, d. h. ich billige es nicht –, womit es ihm vermeintlich sogar gelingt, sich über die sichere Erkenntnis seines Unrechts hinwegzusetzen. Vom akademisch Gebildeten muß man verlangen, daß er sich eine methodisch saubere, streng rationale Lösung erarbeitet.

Diese Lösung gibt es. Dagegen die verzweifelte Lage, in der Gott von uns ein sicheres Gewissensurteil verlangt, ohne es uns zugleich zu ermöglichen, gibt es nicht und kann es nicht geben. Diesen methodisch korrekten, in jedem denkbaren Fall zu einem sicheren Gewissensurteil führenden Weg zu kennen ist zum mindesten für alle, die sich in Führungsstellen befinden oder mit Führungsaufgaben betraut sind, ein dringendes Bedürfnis; sie nicht damit vertraut zu machen, ist darum in meinen Augen eine schwerwiegende Unterlassung.

Bei den Nationalsozialisten war jedes Gebot und Verbot mit einer unbestimmten Gefahrenzone umgeben; wer sie betrat, auch wenn es keine wirkliche Verletzung der Vorschrift war, sondern nur möglicherweise als solche gedeutet werden konnte, setzte sich damit der Gefahr der Strafverfolgung aus. So dürfen wir von Gott und von seinem Gesetz nicht denken; eine solche Vorstellung ist Gottes unwürdig. Gewiß werden wir uns bemühen, alles zu vermeiden, was einer Verletzung von Gottes heiligem Gesetz auch nur nahekommt. Wo aber gute und ernsthafte Gründe der wohlverstandenen Klugheit für eine Handlung sprechen, läßt Gottes heiliger Wille uns die Freiheit dazu, wenn unsere sorgfältige Prüfung uns zu dem Ergebnis geführt hat, daß gegen diese Handlungsweise erhobene moralische Bedenken weder zwingend schlüssig begründet noch schlagend widerlegt, also nicht restlos ausgeräumt sind. Will Gott mich unter Sünde binden, dann macht er das für mich unzweideutig erkennbar; wo er mir diesen seinen Willen nicht erkennbar macht, weiß ich, daß er mich nicht binden will, mir vielmehr die Freiheit läßt, die Entscheidung nach meiner Einsicht und meiner Verantwortung zu treffen. Gerade die strengste Moral kann sich Gott gar nicht anders vorstellen.

Die Zeitnot

Gebührend sorgfältig prüfen erfordert einen entsprechenden Aufwand von *Zeit*. Und da erscheint unsere beständige Zeitnot als eine neue und geradezu unerträgliche Überforderung, dies um so mehr, als gerade die schwerstwiegenden, die folgenschwersten Entscheidungen sehr oft keinen Aufschub ertragen, sondern unverzüglich, in großer Eile, manchmal in Blitzesschnelle getroffen werden müssen. In der hohen Diplomatie, aber auch bei geschäftlichen Verhandlungen muß die zusagende oder ablehnende Antwort nicht ganz selten entweder wie aus der Pistole geschossen kommen oder sie kommt zu spät; eine bloße Sekunde Bedenkzeit genügt, um die Chance zu verspielen. Das gilt gerade auch von einem Ja oder Nein, von dem Gewinn oder Verlust einer Lebensstellung abhängen kann.

Pius XI. äußerte einmal, es sei interessant, in einer Zeit zu leben, in der man Gelegenheit habe, so viel bedeutsame Ereignisse mitzuerleben, aber es sei eine an die Grenze des Erträglichen gehende Belastung, auf Anruf Entscheidungen treffen zu müssen, für die man sich früher Wochen von Bedenkzeit genommen haben würde.

Lassen die Entscheidungsfälle sich voraussehen, dann kann und soll man sich darauf vorbereiten. Von einem zu seiner Zeit hochangesehenen Topmanager kennt man die Weisung an seine Mitarbeiter: „Wir gehen immer besser vorbereitet in die Verhandlung als unser Partner“; seine Erfolge beweisen, daß er mit dieser Parole gut gefahren ist. Aber auch für plötzlich und ganz überraschend kommende Fälle sollten wenigstens die moralischen Maßstäbe, an denen sie zu messen sind, nicht erst gesucht werden müssen, sondern im vorhinein griffbereit zur Hand sein.

Wenn an früherer Stelle betont wurde, wir müßten mit unseren beschränkten Erkenntnismitteln haushälterisch umgehen, so gilt das ganz ausgesprochenermaßen auch für unsere Zeit. Unsere immer nur knappe Zeit dürfen wir nicht mit Unschlüssigkeit vertun. Wo nicht viel davon abhängt, ob wir so oder anders entscheiden, dürfen wir daran nicht viel Zeit verlieren, die wir gewichtigeren und folgenschwereren Entscheidungen schuldig sind und ihnen unverantwortlicher Weise entziehen würden.

Gott weiß, daß unser Denken nicht mit der Geschwindigkeit des Computers abläuft; darum erwartet er das auch nicht von uns und ist voll mit uns zufrieden, wenn wir unsere gut eingeteilte Zeit in vernünftiger, unserer menschlichen Natur angemessener Weise nützen. Erst recht weiß Gott und hält uns zugute, daß einen *Entschluß* uns abzurufen uns Zeit kostet, und zwar um so mehr Zeit, je schwerer der Entschluß uns fällt, je mehr er unserer Eigenliebe oder unserem Eigennutz widerstrebt und wir ihn uns im eigentlichen Sinn des Wortes abringen müssen. – Selbst Jesus, obwohl zeitlebens unerschütterlich entschlossen, den ihm vom Vater erteilten Auftrag auszuführen und sich dem Leiden bis zum Tod am Kreuze zu unterziehen, mußte im Ölgarten dreimal beten, um das Widerstreben seiner menschlichen Natur dagegen niederzuringen. Nicht umsonst beschreibt der Evangelist Lukas dieses dreimalige flehentliche Beten ausführlich und legt der Verfasser des Hebräerbriefs Gewicht darauf, dieses Gebet unserem Verständnis zu erschließen; es soll uns zur Lehre sein. Ohne den Beistand der Gnade Gottes rein aus eigener Kraft uns zu einem schweren, schmerzliche Opfer kostenden Entschluß durchzuringen, würde uns in der Tat überfordern. Aber auch in diesem Fall wäre es nicht Gott, der uns überfordert, sondern wir selbst würden uns überfordern, denn die Zuflucht zum Gebet steht uns immer offen, und dem, der davon Gebrauch macht, dem versagt Gott seine Gnade nicht. So bleibt es bei der eingangs gemachten Aussage: Gott überfordert uns nicht.

Lohnt sich der Einsatz?

Nicht nur in Kreisen, die man als „nach-christlich“ bezeichnen kann, sondern auch bei Christen, die wirklich aus ihrem Glauben leben und die Welt im Lichte ihres Glaubens sehen, greift heute vielfach Unbefriedigung, ja Enttäuschung an dem ganzen Weltgetriebe um sich, die ihren Ausdruck in der quälenden Frage findet: „Lohnt es sich denn überhaupt?“

Für jeden, der an Gott glaubt, erst recht für den gläubigen Christen, ist die Welt „von und zu Gott“, und damit ist sie für ihn sinnvoll und hat sein Wirken darin für ihn einen *Sinn*. Ohne diesen Bezug zu Gott fällt die Welt und fallen alle Dinge in ihr auf die ihnen eigene Unzulänglichkeit und Beschränktheit und damit letztlich in die Sinnleere zurück; der Mensch empfindet sie als schal und leer; er findet in ihnen nicht, was er sucht; selbst wenn er in ihnen nicht Gott sucht, sondern nur sich selbst, seine eigene Sinnerfüllung, er findet sie nicht.

Alfred Müller-Armack hat das hinter uns liegende Jahrhundert das „Jahrhundert ohne Gott“ benannt. Er will es damit bezeichnen als eine Zeit, in der die Welt und das Weltgeschehen für das öffentliche Bewußtsein nicht mehr „von und zu Gott“ ist, mit anderen Worten nicht (mehr) Gott es ist, von dem alles herkommt und zu dem alles hinführt, und darum auch er allein es ist, von dem alles seinen Sinn hat. Diese Sicht ist überzeichnet; sie trifft aber auch auf unsere heutige Zeit weitgehend zu. Auch wer als Christ in einer solchen Welt aufwächst, die Gott nicht leugnet, die ihm nicht einmal mehr die Ehre antut, ihn zu bekämpfen, sondern einfach nicht an ihn denkt, ihn regelrecht vergessen hat, der atmet ganz unvermeidlich diese Atmosphäre ein und wird, auch wenn er unerschüttert an seinem Gottesglauben festhält, mehr oder weniger dieses allgemein herrschende, in allen wissenschaftlichen Disziplinen selbstverständliche und verbindliche Weltverständnis übernehmen und die Welt nicht mehr in dem Licht strahlen sehen, in dem sein Glaube sie ihn zu sehen anleitet, sondern mehr oder weniger getrübt oder überlagert durch diese im Grund genommen trost- und seelenlose Jedermanns-Sicht.

Rein abstrakt ist diese Sicht ja sogar zutreffend, denn gemäß der Regel „*abstrahentium non est negatio*“ beginnt der Fehler erst, wenn das, wovon auf der Abstraktionsebene abgesehen wurde, auf der Realitätsebene vernachlässigt, vergessen, bestritten oder gar verneint wird. Da wir aber ungeachtet unserer vielgerühmten Methodenstrenge diesen Fehler ständig begehen, wäre es ein Wunder, wenn wir ihm nicht gerade hier immer wieder erliegen.

Solange wir dabei Gott nicht ganz vergessen, solange unser Gewissen noch einigermaßen wach ist und uns an unsere Verantwortung vor ihm für unser Tun und Lassen immer wieder erinnert, ist die Sache noch nicht schlimm. Aber die Gefahr ist groß, daß wir auf die Dauer nur noch auf die technisch-rationale, d. i. auf die nur beschreibende, nicht sinn-erklärende Sicht der Dinge achten und nur noch in Rechnung stellen, was sie in bezug auf diesen oder jenen erstrebten Erfolg

an Vorteil oder Nachteil mit sich bringen, zu ihrem Sinngehalt oder Wert nicht mehr vordringen. Damit aber haben die Dinge unbemerkt ihren Sinngehalt oder Wert für uns bereits verloren, und eines Tages wird dieser schmerzliche Verlust uns auch zu Bewußtsein kommen.

In dem Maß, wie diese Sinnentleerung fortschreitet und zuletzt als völlige Sinnlosigkeit uns ins Bewußtsein tritt, drängt sich geradezu zwingend die Frage auf, ob denn dieses Leben und der ganze Betrieb, den es mit sich bringt, sich wirklich lohnt. Ja noch mehr; diese Frage ist damit im Grunde genommen bereits *verneinend* beantwortet; unter dieser Voraussetzung lohnt es sich wirklich nicht. Trotzdem bleiben die meisten, auch diejenigen, die sich selbst zu den Gebildeten zählen, bei diesem für sie sinnlosen Betrieb und betreiben ihn mehr oder weniger gedankenlos weiter; nur eine allerdings im Wachsen begriffene Minderheit von Entschiedenem und Entschlossenem macht Schluß und „steigt aus“.

War der christliche Glaube nur in Ohnmacht oder Tiefschlaf verfallen, ohne jedoch erstorben zu sein, dann kann der als schmerzhaft empfundene Verlust den Anstoß geben zu einer Rückbesinnung auf ihn, die dem Leben seinen Sinn wiedergibt und es damit wieder wert macht, geliebt und gelebt zu werden.

Anders verhält es sich bei denen, die schon im „Jahrhundert ohne Gott“, in der selbstverständlichen Vorstellung einer Welt ohne Gott aufgewachsen sind, denen ihre Eltern nichts anderes als diese sinnentleerte Vorstellung von der Welt ins Leben mitgegeben haben. Dieser „nach-christlichen Generation“, wie wir sie genannt haben, die das Glück eines vom Gottesglauben her mit Sinn erfüllten Lebens nie erlebt hat, fehlt die Möglichkeit des Vergleichs, und so möchten wir meinen, sie erlebten auch das Bewußtwerden der Sinnleere nicht als entsetzlichen Verlust, sondern nähmen nur bewußt Kenntnis von dieser bis dahin nur unreflektiert hingenommenen, bedauerlicherweise nicht zu behebenden Tatsache. Das ist ein Irrtum. Die Erinnerung daran, wie in Zeiten einer vom christlichen Geist geprägten Kultur das Leben seinen für jedermann einsichtigen Sinn hatte, um dessentwillen zu leben sich lohnte, ist auch in unserem heutigen Bewußtsein noch keineswegs erloschen und wirkt auch heute noch stark genug fort, um den Mangel, die Unzulänglichkeit eines Lebens ohne letzten Sinn als schmerzlich enttäuschend zu empfinden mit der Folge, daß gerade Angehörige dieser Generation sich zum Ausstieg entschließen.

Viele solche „Aussteiger“ empfinden die vermeintliche Sinnlosigkeit oder Unsinnigkeit des Lebens als derart unerträglich, daß sie sich das Dasein nehmen möchten, und da dies dem Menschen unmöglich ist, sich tatsächlich das physische Leben nehmen. Unvergleichlich größer ist die Zahl der Aussteiger, die nur die Pflichten, die Leistungen und Dienste gegenüber der menschlichen Gesellschaft verweigern, ihren Ansprüchen an die Gesellschaft jedoch keineswegs entsagen, sie vielmehr mit größter Selbstverständlichkeit weiter geltend machen; treffender als Aussteiger nennt man sie „Verweigerer“.

An dieser Stelle geht es nicht um die Aussteiger oder die Verweigerer, weder um die aktuellen, um sie zurückzurufen, noch um die potentiellen, um sie zurückzuhalten. Aber zu diesem Ausstieg oder dieser Verweigerung aus Enttäuschung oder Verzweiflung an einer Welt, deren Bezug zu Gott man aus dem Blick verloren hat, gibt es ein vermeintlich christliches *Gegenstück*, das sogar beansprucht, in betonter Weise christlich zu sein, tatsächlich aber – insoweit etwa der Gnosis vergleichbar – sich als ausgesprochen *pseudochristlich* erweist. Dabei geht es um nichts weniger als um das rechte Verständnis des Verhältnisses, der wechselseitigen Beziehungen zwischen der unendlichen Vollkommenheit Gottes und den immer nur endlichen Vollkommenheiten der geschaffenen Dinge, insbesondere derer, um die wir uns mühen, die wir benötigen, die wir schätzen, aus denen wir unsere gesamte kulturelle Welt aufbauen.

Eigenwert der irdischen Wirklichkeiten

Die Verstandeserkenntnis sagt uns und die göttliche Offenbarung bestätigt, daß jede endliche geschöpfliche Vollkommenheit ein Abglanz der unendlichen Vollkommenheit Gottes ist. Damit ist im Grund bereits alles gesagt, ihr ursprünglicher und wesentlicher Bezug zu Gott unzweideutig festgestellt. Nichtsdestoweniger glaubt eine bestimmte und zeitweilig sehr einflußreiche Richtung auch innerhalb unserer Kirche, den geschaffenen Dingen jeden Selbst- oder Eigenwert absprechen zu sollen. Gott sei nicht nur, wie wir es im Katechismus gelernt haben, „das höchste und liebenswürdigste Gut“, sondern überhaupt der einzige und alleinige echte und wahre Wert, und darum gebe es auch für den Menschen nichts anderes, was um seiner selbst willen zu erstreben „wert“ sei, als seine eigene letzte Vollendung bei Gott. Alles andere, alles Geschöpfliche habe nur Dienstwert, insoweit es als Mittel diene, um dieses letzte und einzige Ziel zu erreichen.

Unstreitig haben die geschöpflichen Dinge *auch* diesen Dienstwert. Aber sie haben ihn nicht, weil Gott ungeachtet ihres völligen Mangels an Eigenwert ihnen willkürlich diesen Dienstwert beigelegt hätte; ihr Dienstwert gründet vielmehr gerade in ihrem echten Eigenwert, der die unendliche Vollkommenheit Gottes in jeweils verschiedener, geschöpflich begrenzter Vollkommenheit widerspiegelt. Auch in unserem Weltdienst verlangt Gott von uns keine knechtliche Unterwürfigkeit unter von ihm erlassene Willkürgebote, sondern erwartet von uns, daß wir tun, was um seines Eigenwerts willen „wert“ ist, getan zu werden, was zu tun sich wirklich „lohnt“, was man aus echter Motivation, ja mit Freude tun kann, eben weil es an sich gut, schön und recht ist.

Diese vermeintlich streng gläubige christliche Sicht, die als echten Wert nur anerkennt, was ausdrücklichen und unmittelbaren Bezug auf Gott hat, das heißt nur religiöse Akte wie beispielsweise Gebet oder kirchliche Dienste, entwertet die

ganze übrige Welt. Unser gesamtes irdisches Dasein, unser soziales, unser ökonomisches, unser politisches und überhaupt alles kulturelle Leben, alles, worin wir die von Gott uns geschenkten Fähigkeiten ausüben, verliert ganz ebenso jeden echten Bezug auf Gott und damit jeden echten Sinngehalt wie in der vorher behandelten ungläubigen Sicht; darum nannte ich sie das *pseudo*-christliche Gegenstück dazu.

Praktisch bedeutet das: Von allen Kultursachbereichen hat nur der Kultursachbereich „Religion“ Eigenwert; alle anderen haben keinen Eigenwert und demzufolge auch kein *Eigenrecht*. Alle sollen in den einen Kultursachbereich „Religion“ integriert, von ihm durchdrungen, von ihm nicht nur inspiriert, sondern normiert werden, und zwar restlos, „integral“; daher die Bezeichnung „Integralismus“. Fügt man hinzu, daß die katholische Religion die einzig wahre Religion ist, dann folgt schlüssig, daß die Autorität der katholischen Kirche die ausschließlich maßgebliche Norm für ausnahmslos alle Kultursachbereiche ist. Setzt man dann auch noch irrtümlich katholische Kirche mit ihrer Hierarchie, ihrem „Klerus“ gleich, dann entpuppt dieser Integralismus sich als integraler Klerikalismus.

Der einstige „Verband katholischer Akademiker zur Pflege der katholischen Weltanschauung“ verkündete das phrasenhafte Programm, „alles aus dem Katholischen“ zu entwickeln, zu gestalten und zu betreiben. Versuchen wir uns klarzumachen, was das heißt, an Beispielen, die den heute auf der Höhe des Lebens stehenden Menschen schon nicht mehr bekannt sind, für mich aber in meinen jungen und bildungsfähigen Jahren entscheidende und prägende Erlebnisse gewesen sind.

Da gab es den Streit um den politischen Charakter der Deutschen Zentrumspartei: Kann es für einen katholischen Christen überhaupt eine echt politische Partei geben oder nur eine Partei, deren Aufgabe sich darin erschöpft, die Rechte der Kirche dem Staat gegenüber zu vertreten? Darf ein katholischer Arbeiter einer Gewerkschaft angehören mit so gerechten Zielen wie angemessene, menschenwürdige Arbeitsbedingungen zu erkämpfen, namentlich einer solchen, die auch nichtkatholische, das heißt evangelisch gläubige Christen als Mitglieder aufnimmt, oder nur dem katholischen Arbeiterstandesverein mit rein religiösen oder karitativen Zielen unter der geistlichen Leitung des Kaplans?

Das sind Dinge, die den Menschen von heute unvorstellbar erscheinen. Aber unter dem heutigen Streit um die sogenannte „Theologie der Befreiung“ verbirgt sich, wenn auch vielfach von den an diesem Streit Beteiligten selbst nicht als solche erkannt, die gleiche theologisch hochspekulative, zugleich aber praktisch-politisch höchst relevante Problematik, wie Weltliches und Geistliches, Verwirklichung einer gerechten Ordnung in der Welt und Verkündigung des Evangeliums, irdische Wohlfahrt und ewiges Heil sich zueinander verhalten, miteinander zusammenhängen, miteinander verflochten sind und/oder ineinander greifen, nur in neuer Version.

In seiner Kulminationsphase in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg hat dieser Integralismus ungeheueres Unheil angerichtet, hat unzählige Menschen, nicht nur einen Großteil der Arbeiterschaft, sondern auch der Akademikerschaft aus der Kirche hinausgetrieben. In anderer Erscheinungsform droht er heute wieder aufzuleben. Um so dringender haben wir Anlaß, diese unsere geschaffene Welt als „von und zu Gott“ zu verstehen, und diese ihre Wirklichkeit ist mit ihrer ganzen Folgenstrenge ernst zu nehmen. Wir haben über sie nicht geistreich zu philosophieren, sondern – und insoweit stimmt die Lehre Jesu Christi mit derjenigen von Karl Marx vollkommen überein – sie herzhaft anzupacken, sie zu verändern, gegebenenfalls sie umzukrempeln und vom Kopf auf die Füße zu stellen. Und wenn die Welt sich dem widersetzt, dann genügt es nicht, ihr mit guten Worten zuzureden, dann haben wir alle unsere *Macht* einzusetzen und dafür zu kämpfen.

Der Zweifel, ob es sich denn lohne, ob es der Mühe wert sei, die Anlagen, die Gaben und Fähigkeiten, die Gott uns geschenkt hat, auf die Gestaltung des öffentlichen und privaten Lebens in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft zu verwenden, ist vollends unbegründet; sich dessen zu enthalten, gegebene Möglichkeiten nicht zu nutzen widerspräche vielmehr stracks dem heiligen Willen Gottes, der nicht nur unsere Bewährung *an* diesen Dingen, sondern eben diese Dinge selbst ernst nimmt. Recht verstanden geht es immer um die Ehre und Verherrlichung Gottes und unlöslich damit verbunden um das wahre Wohl und das ewige Heil von Menschen, für die Christus gestorben ist. Man redet so viel von „alternativ leben“; dazu gibt es *keine* Alternative!

Der Beitrag ist der überarbeitete Text eines am 3. Mai 1985 bei der Jahresversammlung des Cusanuswerks gehaltenen Vortrags.